

Ein Beispiel für die völkisch-nationalistische Vereinnahmung des osteuropäischen „Auslandsdeutschtums“ in der NS-Zeit

Hier nur zum Zweck historisch-politischer Information; die verkürzte Darstellung der Siedlungsgeschichte ist teilweise in den Fakten unzutreffend und propagandistisch beschönigt bzw. dramatisiert.

-.-.-.-.-

Banater Deutsche Zeitung – Ausgaben vom 5., 6., 8. und 10. Januar 1939

Deutscher Schicksalsweg im Osten

I. Das Wolhyniendeutschtum – Eroberung und Verlust der Heimat

Der Ruf nach deutschen Bauern

Das ehemalige russische Gouvernement Wolhynien wurde durch den Friedensvertrag von Riga im Jahre 1921 in 2 Teile geteilt: in einen größeren mit der Bezirkshauptstadt Zhytomir, der bei Rußland verblieb, und einen kleineren, der aber trotzdem beinahe so groß ist wie ganz Ostpreußen, der Polen zufiel. Die Hauptstadt dieses Teiles wurde die frühere Kreisstadt Luck.

Die Anfänge der jetzigen deutschen Volksgruppe in Wolhynien gehen auf die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zurück. Die Mennoniten, die als erste Pioniere einige Siedlungen schufen, zogen weiter und siedelten sich endgültig in Südrußland an. Um 1830 ließen sich deutsche Weber in den Städten nieder, und in der Nähe von Rozyszcze entstanden auch einige Schlesierdörfer. Erst in den sechziger Jahren begann die massenhafte Auswanderung deutscher Kolonisten aus Mittelpolen. Von Jahr zu Jahr und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wuchs die Zahl der Einwanderer. Welche Bedeutung diese Abwanderungen nach Wolhynien für den Bestand der deutschen Kolonien in Mittelpolen hatte, hat der bekannte Forscher Albert B r e y e r in einer Reihe von Aufsätzen nachgewiesen. Das Gesamtproblem der wolhynischen Kolonisten aber hat in hervorragender Weise der Leipziger Professor DR. H. J. Seraphim in seinem, erst vor kurzem erschienenen Buch „Rodungssiedler, Agrarverfassung und Wirtschaftsentwicklung des deutschen Bauerntums in Wolhynien“ behandelt. In diesem, auf gründlicher Forschung aufgebauten Werk wird u.a. auf einen Umstand hingewiesen, der bisher in der Literatur über Wolhynien viel zu wenig hervorgehoben wurde. Prof. Seraphim weist nämlich darauf hin, daß die Kolonisation in Wolhynien keine planmäßige Ansiedlung war, die von irgendeiner staatlichen Stelle gefördert oder unterstützt wurde, sondern ganz auf die Initiative der polnischen Großgrundbesitzer zurückzuführen sei, denen es nach der Aufhebung der Leibeigenschaft an Arbeitskräften für die Erschließung des ungenutzten Urlandes mangelte. Prof. Seraphim schreibt (auf S. 36 seines Werkes): „Im Gegensatz zu den großen Kolonisationsbewegungen im 17. und 18. Jahrhundert, die auf planmäßigem Staatseingriff beruhten, haben wir in der Niederlassung deutscher Bauern in den wolhynischen Waldgebieten einen Kolonisationsvorgang vor uns, der seiner Form und seinem inneren Wesen nach das Ergebnis freier Entfaltung ursprünglicher Volkskräfte darstellt. Unter Ausschaltung des Staates ist die Kolonisation auch hier ausschließlich durch den polnischen Grundherrn und den deutschen Bauern, d.h. nur durch die unmittelbar Betroffenen durchgeführt worden.“

Die ersten Pioniere

Daß die polnischen Gutsbesitzer dabei ihr Land den Deutschen, die als fleißige und zuverlässige Landwirte bekannt waren, gern verpachteten und sogar Agenten nach Mittelpolen schickten, die Ansiedler unter großen Versprechungen warben, ändert an der Tatsache, daß diese Kolonisation eine Volksansiedlung war, garnichts.

Den für die damaligen Verhältnisse äußerst schwierigen Weg mußten die deutschen Bauern entweder zu Fuß, einen Wagen mit ihren Habseligkeiten nach sich ziehend, oder bestenfalls mit Pferden zurücklegen. Niemand half ihnen auf der oft wochenlang dauernden Fahrt. Sie mußten sich selber durchschlagen so gut sie es konnten, mußten oft wochen- und monatelang in Erdhütten mitten im Wald oder in der Rodung leben und von den mitgebrachten Vorräten zehren, ehe sie sich eine notdürftige Wohnung von den gefälltten Eichen bauen und dem Neuland die erste Ernte abringen konnten. Die Schwierigkeiten der ersten Zeit mußten groß gewesen sein, denn auf jene Zeit bezieht sich das Sprichwort:

Der Erste arbeitet sich tot,
der andere leidet Not,
der Dritte erst hat Brot.

„Po nemecku“

Man darf nicht vergessen, daß die Kulturstufe im damaligen Rußland noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr niedrig war. Den ukrainischen Einwohnern dieses Landes waren z.B. Brunnen und Schornsteine noch unbekannt. Bis auf den heutigen Tag sagen die Ukrainer, wenn sie einen richtigen Schornstein ins Haus setzen, daß sie es „po nemecku“, d.h. auf deutsche Art tun. Auch das Brunnengraben war den meisten Ukrainern unbekannt und ist bis auf den heutigen Tag das Handwerk vieler Deutscher.

Aufbau

Der schwere Kampf um das Dasein hatte die deutschen Bauern für keinen Augenblick vergessen lassen, daß sie nicht nur einen Leib haben, für dessen Wohlergehen sie zu sorgen haben, sondern auch eine Seele, die ebenso der Speise bedarf. Kaum hatte sich eine Dorfgemeinschaft von 20 – 60 und mehr „Wirten“ (so wurden die Bauern in Wolhynien genannt) gebildet, da dachte man auch schon an ein Schul- und Bethaus. Inmitten der „Kolonie“ wurden gleich bei der Uebernahme des Grundstücks einige Morgen Land gekauft bzw. gepachtet und das Schul- und Bethaus, das stattlichste Haus im Dorfe, erbaut.

Lehrer, Seelsorger und Bauer

Dann wurde ein „Kantor“, der Dorfgeistlicher und Schulmeister in einer Person war, berufen und angestellt. In vielen Fällen wurde dieser Kantor schon aus Kongreßpolen mitgebracht. Der Kantor lehrte in den Wintermonaten, solange der Schnee auf dem Felde lag und die Hütung aufhörte, die Kinder lesen, schreiben, rechnen und Religion, so gut er das selber verstand, und hielt an Sonn- und Festtagen Lesegottesdienste, gewöhnlich mit voller Liturgie, wie es sonst nur ein Pastor tat. Da zu seinem Unterhalt das Stückchen Gemeindeland diente, so mußte jeder Kantor auch etwas von der Landwirtschaft verstehen und auf dem Lande selber mitarbeiten. Er mußte ganz und gar mit der Landwirtschaft verwachsen sein und so den von ihm betreuten

Bauern in jeder Beziehung nahestehen. Er war der geistige Führer und Berater des ganzen Dorfes.

Zur Zeit der Einwanderung gab es in ganz Wolhynien nur einen „Gouvernementspastor“ mit dem Sitz in Zytomir. Dieser war nun wochen-, ja monatelang unterwegs, denn nur so konnte er die bis 300 km vom Pfarrort entfernten deutschen Siedlungen besuchen. Oft konnte das ja nun nicht geschehen, höchstens einmal im Jahr. Der Besuch des Pastors bedeutete jedesmal einen Festtag für die betreffende Gemeinde. An diesem Tage wurden die Kinder getauft und konfirmiert, Brautpaare getraut und allen Erwachsenen das Abendmahl gereicht.

Schon zum Beginn der Einwanderungszeit, 1863, wurde das zweite „Kirchspiel“ Rozyszcze gegründet. Bald wurde auch dieses für einen Pastor zu groß, denn der Strom der Zuwanderer schwoll von Jahr zu Jahr mächtig an, so daß weitere Teilungen notwendig wurden. Trotz aller Teilungen glichen die wolhynischen Kirchspiele Kirchensprengeln in anderen Gebieten, so daß die wolhynischen Pastoren scherzweise Bischöfe genannt wurden. Es gab vor dem Kriege auf dem ganze Gebiete Wolhyniens 9 solcher Kirchspiele – jedes 20 bis 25.000 Seelen zählend!

200.000 Deutsche auf einem Gebiet wie Bayern

Die Gesamtzahl der Deutschen in Wolhynien wurde vor dem Kriege auf rund 200.000 geschätzt. Sie lebten zerstreut auf einem Gebiet, das etwa so groß war wie Bayern, in rund 600 geschlossenen Siedlungen. In ihren Verträgen mit dem Grundherrn, in denen einer für alle und alle für einen eintraten, machten sie aus, daß im Falle des Wegzuges eines der Kolonisten, er sein Landstück wieder nur an einen Deutschen weitergeben durfte. So blieben die Siedlungen rein deutsch und vor der Russifizierung geschützt. Nur ein kleiner Teil der Dörfer konnte vor dem Kriege das pachtweise übernommene Land käuflich erwerben, der größere Teil dagegen blieb im Pachtverhältnis zu dem Grundherrn bis zum Ausbruch des Krieges.

Pioniere und Träger deutscher Kultur

Neben diesem rein zahlenmäßigen Anwachsen der deutschen Gruppe in Wolhynien kann man auch ein wirtschaftliches Aufblühen der deutschen Kolonien in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege feststellen. In wenigen Jahrzehnten schufen sich die Deutschen in Wolhynien eine neue Heimat und verschafften sich wirtschaftlich, kulturell und kirchlich eine gesicherte Stellung mitten in einer andersartigen Umwelt. Sie konnten mit Recht Pioniere und Träger deutscher Kultur im Osten genannt werden.

Schlachtfeld Wolhynien

Der Weltkrieg machte Wolhynien, das unmittelbar an das damalige Österreich-Ungarn grenzte, zum Schauplatz erbitterter Kämpfe. Zuerst kämpften hier die Russen mit dem vereinigten deutsch-österreichischen Heer, dann führten die Ukrainer unter der Anführung Petluras Kriege mit den Bolschewiken, schließlich fanden hier die entscheidenden Kämpfe zwischen Polen und Bolschewiken statt. Im jetzigen polnischen Teil Wolhyniens, in der Ortschaft Rosciuchnowka, hatte er Kommandant Josef Pilsudski sein Quartier, auf den Feldern Wolhyniens kämpfte ebenfalls der jetzige Marschall von Polen, Rydz-Śmigły.

Der Krieg dauerte in Wolhynien viel länger als sonst in Europa. Erst im März 1921 wurde hier Frieden geschlossen. Wären die deutschen Kolonisten während des Krieges in Wolhynien geblieben, so hätten sie zweifellos unsäglich viel zu leiden gehabt. Sie wären aber in ihrer

Heimat, auf schweißerkaufter Scholle geblieben und hätten zahlenmäßig bestimmt kleinere Verluste zu verzeichnen gehabt als sie ihnen durch die sinnlose Vertreibung zugefügt worden ist. Was die Wolhynier an wirtschaftlichem Gut eingebüßt haben, hat bisher noch keine Stelle ausrechnen können. Als 1915 das russische Heer in den Karpathen eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, da gab der damalige Oberste Befehlshaber der russischen Armee, Großfürst Nikolai Nikolaiewitsch, einen Befehl heraus, wonach alle Deutschen binnen weniger Tage Wolhynien verlassen mußten.

Am 31. Juli begab sich eine 200.000 Kopfe zählende Volksmenge auf die Wanderung. Wohin? Das wußte kein Mensch. „Ins Innere Rußlands“ so hieß es zunächst. Nun, Rußland reicht bis zum Gelben Meer. So weit, so unbekannt war der Opfergang der in Wolhynien beheimateten Deutschen Anno 1915!

II. Opfergang der 200.000!

Krieg und Verbannung – Die erschütternde Odyssee des Wolhyniendeutschtums

Das erste Jahr des Krieges verlief für die Wolhynier verhältnismäßig ruhig. Schon im Anfang des Krieges wurde es klar, daß an der damaligen österreichisch-ungarischen Front der Kriegsschauplatz nach Galizien verlegt werden würde. Bald hörte man auch vom Einrücken des russischen Heeres in Galizien und der Eroberung einer Stadt nach der anderen durch die Russen. Zuerst fiel Brody, ein Grenznest, der Mittelpunkt jüdischen Grenzschmuggels, dann Zloczew und schließlich sogar Lemberg. Eine harte Nuß hatten die Russen bei der Eroberung von Przemysl zu knacken, das nachher einige Male aus Hand in Hand ging. Nach der endgültigen Besetzung der stärksten Festung Galiziens hatten die Russen freie Bahn und drangen nun in Westgalizien ein. Darüber verging ein Jahr.

Mit der Peitsche aus der Heimat getrieben

Im Frühjahr 1915 wandte sich das Kriegsglück; die Russen erlitten bei Limanowa eine schwere Niederlage und mußten sich aus Galizien zurückziehen. Die Flucht war so gründlich, daß sie sich bald auf ihr eigenes Territorium zurückzogen und es sich gefallen lassen mußten, den Kriegsschauplatz nach Wolhynien zu verlegen. Einmal aus Furcht davor, daß die hier ansässigen Deutschen dem einrückenden Feind Hilfe erweisen könnten, andererseits um die russische öffentliche Meinung zu beruhigen, kam die Oberste Heeresleitung auf den unglücklichen Gedanken, alle Deutschen aus Wolhynien auszusiedeln. Daß keinerlei Vorbereitungen für die Einbringung der Ernte (es war gerade Ende Juli 1915), für die Auflösung der Verträge und die Unterbringung der 200.000 Ausgewiesenen getroffen waren, kümmerte die Heeresleitung absolut nicht.

Gendarmen wurden in die Dörfer geschickt, die allen Deutschen den Befehl gaben, binnen 10, stellenweise sogar 3 Tagen das Dorf und überhaupt Wolhynien zu verlassen. Wo eine Verzögerung eintrat, steckte man einfach Haus und Scheune an und trieb die Einwohner mit Nagaikas aus dem Dorf. Das Elend und er Jammer, die Verwirrung und die Kopflosigkeit, die unter den friedlichen, schlichten wolhynischen Bauern um sich griffen, spotteten jeglicher Beschreibung. Die Not war noch dadurch gesteigert, daß die Geistlichen als

G e i s e l n festgenommen wurden, so daß die Leute sich mit niemand beraten konnten und niemand für sie eintreten konnte.

Flüchtlingsklage

Am besten gibt die Stimmung der heißen Julitage 1915 das folgende Flüchtlingslied wieder, dessen Verfasser unbekannt ist:

Also ist der Morgengedanken [*Anm.: muss heißen: „Mordgedanken“*]
Von der Obrigkeit gestellt,
Aus Wolhynien sollen wanken
Alle Deutschen in die Welt [*Anm: hier wurden in der Vorlage zwei Zeilen vertauscht*]
Aus Wolhynien sind gezogen
Die Verzagten, arm und reich,
Keiner ging den Weg auf Rosen,
Alle waren sie jetzt gleich.

Mittwoch früh, am ersten Juli,
Gerade zu der Erntezeit,
Mußten durch die Trübsalsschule
Alle, arm und reiche Leut.

Angespannt und schwer beladen
Stand der Wagen vor der Tür,
Manche Sachen, ach zum Schaden,
Mußten liegen bleiben hier.

Unsre arm' Soldatenweiber
Blieben noch zurück allein,
In der Hoffnung auf die Ernte
Und von Not befreit zu sein ...

Auf dem Strome mit dem Dampfer,
Manche fuhren mit dem Kahn,
Und auf Fuhren zogen andre,
Zuletzt dann auf der Eisenbahn.

Auf den langen Trübsalswegen
Hielt der Tod auch gleichen Schritt,
Kleine Kinder, alte Leute,
Junge Menschen nahm er mit.

Ach es fanden gar so viele
Ihre Lieben nimmermehr.
Sind nun in der Fremd' geblieben,
Irren in der Welt umher.

„... sind wir doch immer deutsch geblieben!“

Die Ausweisung sämtlicher Wolhynier aus ihrer Heimat während des Weltkrieges ist eine **V o l k s t r a g ö d i e** von einem Ausmaß, wie sie vielleicht in der Vertreibung der Salzburger 1731 nur eine Parallele findet.

Diese Tragödie ist bisher weder geschichtlich darstellend, noch literarisch bearbeitet worden. Was bisher darüber veröffentlicht wurde, sind Einzeldarstellungen Mitbeteiligter, die als Ausschnitte durchaus wertvoll und überzeugend sind, jedoch kein geschlossenes Bild von dem Umfang des erschütternden Dramas geben. Die beste bisher erschienene Einzeldarstellung ist die des Kantors von Rozyszcze, Alfred **K r ü g e r** „Die Flüchtlinge von Wolhynien“. Hier wird das Schicksal **e i n e r** Bauernfamilie geschildert vom Tage des Auszuges bis zur Rückkehr in die alte Heimat. Was dazwischen lag, war ein Meer von Leiden, Obdachlosigkeit, Hunger und Kälte, Krankheit und Sterbefälle waren an der Tagesordnung.

Trotz dieser fast übermenschlichen Anstrengungen haben die Vertriebenen sich tapfer und treu gehalten. Es war nämlich vielen die Möglichkeit gegeben, mit dem Uebertritt zum **r u s s i - s c h e n** Glauben sich das Verbleiben in der Heimat zu sichern. Doch davon konnte bei den Deutschen Wolhyniens **k e i n e** **R e d e** sein.

Ihr Volkstum und ihren Glauben haben sie nie aufgegeben! Nicht umsonst heißt es im „Wolhynierlied“, das nach dem Kriege entstand:

Und hat durch so viel Not und Pein
Das Schicksal uns umhergetrieben,
Nach Süd und Norden, Ost und West,
Sind wir doch immer deutsch geblieben.

Mit ihrer Haltung und ihrer Ausdauer haben sie schon bei der Ausweisung so manchen Russen Achtung abgewonnen. Krüger erzählt eine bezeichnende Szene bei der Untersuchung des Gepäcks, die russische Gendarmen bei den Flüchtlingen vornahmen: „... Der Polizist wollte sich an den frechen „Germanzy“ rächen, die nicht einmal einen Rubel für einen „anständigen“ Beamten herausrücken wollten. Eines Tages erschien er mit einer Abteilung von zwölf bewaffneten Soldaten. Die Wagen waren da, und es sollte aufgeladen werden. „Was führst Du so nutzloses Zeug mit dir?“ wurde Kramer angeherrscht. Dabei ergriff der Polizist einen Henkelkorb mit dem Eßgeschirr der Familie und warf ihn zu Boden, so daß der gesamte Inhalt in tausend Scherben zertrümmert liegen blieb. Auf die Klagen der Frau Kramer erwiderte der Unmensch mit Flüchen. Zu der verschlossenen Bücherkiste verlangte er den Schlüssel und wollte mit dem Inhalt ähnlich verfahren. Unter anderem lag auch ein Kreuzifix zwischen den Büchern. Als er dieses erblickte, fuhr er wie von einer Otter gebissen zurück und ließ die Kiste wieder verschließen. „Sieh an!“, sagte Frau Kramer, „fürchtest Du schon den toten Gott, wie wirst du erst schlottern, wenn Du vor dem Lebendigen stehen wirst!“ Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Polizist zu den anderen Wagen.“

Ins Innere Rußlands

Daß nun die „Fluchtlinge“ – wie sie offiziell von den russischen Behörden genannt wurden, um damit eine **„f r e i w i l l i g e F l u c h t“** vor dem „grausamen Feinde“ vorzuspiegeln –

geordnet abtransportiert, an einen bestimmten Ort gebracht und dort menschenwürdig untergebracht wurden – davon war keine Rede. Zunächst fuhren daher die Deutschen aus ihrer Heimat mit Wagen, auf denen das Notwendigste aufgeladen war; sie selber gingen zu Fuß daneben einher. Bald hielten es die Pferde nicht aus, man mußte sie verkaufen und sehen, wie man weiter kam. Teilweise wurden sie nun in großen Kähnen die wolhynischen Flüsse, Styr und Horyn, herab auf den Prypec in die wolhynischen Sümpfe gebracht, wo sie dann in Viehwagen verladen wurden und **i n s I n n e r e R u ß l a n d s** abtransportiert wurden. Man ging mit ihnen rücksichtslos um.

Sibirien!

Kranke und Gebärende durften nirgends rasten, unaufhaltsam wurden sie von Ort zu Ort weitergeschickt. Monatlang dauerte diese Wanderung. Als sie endlich in **S i b i r i e n** ankamen, war es schon Winter geworden. Sie mußten sich hier, in den russischen und kirgisischen Siedlungen niederlassen, eine Wohnung mieten und, falls sie noch Geld besaßen, von diesem zehren oder sofort als Tagelöhner sich das harte Brot verdienen. Dazu kam, daß sie überall als Feinde und Verräter, als Verbrecher und Bösewichte angesehen wurden. Wurden doch zur Russenzeit nur Staatsverräter und Schwerverbrecher nach Sibirien geschickt. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die bodenständige Bevölkerung sich überzeugt hatte, daß diese „Germanzy“ doch ganz erträgliche Menschen und geschickte und fleißige Arbeiter waren. So haben nicht wenige Wolhynier in der Verbannung sich allmählich so weit zurechtgefunden, daß sie sich leidlich die drei Jahre in der Verbannung durchschlugen. Es gab sogar Fälle, wo Wolhynier sich auch in Sibirien in dieser kurzen Zeit derart einlebten, daß sie sogar dort geblieben und nicht mehr in ihre alte Heimat zurückgekehrt sind. Groß ist ihre Zahl wohl nicht, aber es wird für einen Wolhynierforscher einmal interessant sein zu ergründen, wieviel von den Wolhyniern im Osten geblieben sind und ... heute noch am Leben geblieben sind. Denn so erträglich die Verhältnisse dort, weitab vom Kanonendonner des Krieges, auch gewesen sein mögen, während der Kämpfe zwischen den Bolschewiken und Koltschak (vergleiche das Buch von E. Dwinger „Zwischen Rot und Weiß“) und noch mehr während der 20jährigen Herrschaft der Bolschewiken, werden die dortgebliebenen Deutschen doch noch ein volles Maß der Leiden auszukosten gehabt haben.

Heimkehr in die zerstörte Heimat

1917 brach die **R e v o l u t i o n i n R u ß l a n d** aus, aber der Krieg war noch nicht zu Ende. Die neuen Herrscher wollten den Krieg „mit Begeisterung“ zum siegreichen Ende führen. Erst die Bolschewikenrevolution brachte einen vorläufigen Frieden, den zu Brest-Litowsk im Jahre 1918, und damit auch die ersehnte **F r e i h e i t f ü r a l l e V e r t r i e b e n e n**. Es begann die zweite Völkerwanderung, die **R ü c k k e h r** in die Heimat. An dieser nahmen schon alle Völker Rußlands teil: Polen, Ukrainer, Russen und Deutsche.

Man kann wohl von **w a n d e r n d e n S t r a ß e n** in Rußland in den Jahren 1918 bis 1921 sprechen. Wagen an Wagen gereiht – kehrten die Flüchtlinge auf den großen Heeresstraßen westwärts in die Heimat zurück.

An den Grenzstädten mußten sie tagelang, ja wochenlang warten, ehe sie an die Reihe kamen, „entlaust“ zu werden, um dann in ihre Dörfer heimzukehren. In ihre Dörfer! Gab es so etwas denn noch! Zunächst gab es ja an der Ostgrenze bald wieder einen neuen Krieg zwischen dem neuerstandenen Polen und den Bolschewiken, der erst im Frieden zu Riga 1921 sein Ende fand.

Die Dörfer waren oft dem Erdboden gleichgemacht. Oft blieb kein einziges Haus, sogar kein einziger Baum oder Brunnen, so daß die Rückkehrer oft die Stellen nicht wiederfanden, auf denen einst ihre Häuser gestanden hatten.

Sie fingen von neuem an!

Nun ergriffen viele, namentlich diejenigen, die Pachtland besaßen und deren Land von anderen bearbeitet wurde, begünstigt vom deutschen Rückwandererverein, den Wanderstab und zogen nach Ostpreußen oder nach Amerika. Es sollen 30.000 Wolhynier allein in Ostpreußen eine neue Heimat gefunden haben!

Der größere Teil jedoch ließ sich nicht entmutigen, sondern tat, wie einst Wolfsbur in „Werwolf“ von Löns, der, nachdem sein Haus mit Weib und Kind verbrannt war, ein neues Haus baute, in dessen Türbalken er den Spruch einhauen ließ: „Helf Dir selber, so helfet dir unser Herregott“.

Sie fingen von neuem an!

III. Auf den Trümmern der Heimat - Wiederaufbau in Wolhynien unter schwierigsten Verhältnissen

Führerlos

Es war kein Führer da, der die Deutschen als allen Gauen des ehemaligen Königreiches Polen, aus Galizien und zum Teil auch aus dem Mutterland um die Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Wolhynien brachte. Es war auch kein Führer da, der die in der Verbannung lebenden deutschen Wolhynier aus den entferntesten Gegenden Ostrußlands, aus Saratow und Samara, aus Astrachan und Jekaterinoslaw, aus Turgaj und Dawlikanow, aus West- und Zentralsibirien wieder in ihre Heimat zurückbrachte. Und es war auch kein Führer da, der den auf ihre alten Wohnstätten Rückkehrenden den Befehl des Wiederaufbaus gegeben hätte. Denn was würde auch ein Führer ausrichten können ohne Volk, ohne eine Gemeinschaft, die nicht selber den Willen und die Kraft zum Sichbehaupten, Leben, Wirken und Wachsen in sich trägt, wird auch der Führer geboren, der den Willen und die Berufung dieses Volkes zur Entfaltung und zur Verwirklichung führt. Am Anfang ist aber immer das Volk.

Notgemeinschaft

In Wolhynien kann man die interessante Beobachtung machen, wie Blut und Boden, Schicksal und Glaube, Menschen aus den verschiedensten Gegenden, die sich zuvor nie gekannt hatten und die die verschiedensten Mundarten sprechen, vom pfälzisch-schwäbischen bis zum plattdeutschen – und mag es auch inmitten eines ganz anderen Sprachenmeeres sein – sich zu einer Volksgemeinschaft zusammenschmiedeten. Aus Schwaben, Niederdeutschen und Schlesiern sind Wolhyniendeutsche geworden, die im Laufe der Jahre und Jahrzehnte vergessen

haben, woher ihre Vorfahren stammten, aber nicht vergessen haben, daß sie Wolhyniendeutsche sind. Und als der Krieg zu Ende war, da zogen sie wieder in ihre wolhynische Heimat.

Hierher waren ihre Väter gekommen, hierher kehrten auch die Enkel und Urenkel zurück Und wären die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse nicht so gewesen, daß ein Verbleiben in Wolhynien diesen Zehntausenden unmöglich gemacht wurde, sie wären a l l e wieder zurückgekehrt. Selbst diejenigen, die infolge des andauernden Krieges durch den „Fürsorgeverein für Rückwanderer“ nach Ostpreußen als Arbeiter hinübergenommen wurden, kehrten nach Ablauf ihrer Vertragsfrist zum großen Teil nach Wolhynien zurück. Es mag sein, daß dazu viel der Umstand beigetragen hatte, daß man im Reiche damals viel zu wenig übrig hatte für die Auslandsdeutschen. Erschütternd klingt die Klage eines wolhynischen Bauern, Philipp B ä u e r l e, der er in einem Gedicht Ausdruck gibt:

Unsre Urgroßväter vor langer Zeit
Sein ausgewandert in voller Freid,
Um Brot zu suche in dr fremde Welt,
Weil in dr Heimat weder Land noch Geld.
So uf die Weis' un Art
Lewen mer Deitsche in dr Welt verstrat.
Bei eich hot mer groß Ungemach,
Wenn mer sat: „Ich sin e Deitscher ach“.
„Wie kommscht du uf Rußland oder Pole“
Was wollt'n mer dort mol hole?“
Mit Staune hot mer gesat:
„Der redt wie mir jo grad“. –
„Na, ich sin doch e Deitscher mit Leib und Seel,
Daß ich in Rußland wohn, mach ich gor kee Hehl.
Awer mei deitsches Herz un Blut
Hall ich fescht als unser Väter Gut.
Alles gew ich drum,
Awer mei deitsche Zung!
Es sin schon weit iwer hunnert Johr,
Daß unser Großväter dem Ruß hun geschwor,
Von uns denkt mer ganz anerscht bei eich,
Un ihr stellt uns de Russe un Poler gleich.
Ihr kennen uns jo net, das ist mol wohr.
Nee! Mer lassen vom Deitschtum nich e Hor!

So zogen die Wolhynier in den drei weiteren Jahren aus der Verbannung heimwärts. Wolhynien ist ihnen eine Heimat geworden, die sie über alles liebten. Und wer trotzdem nicht hem konnte, klagte:

Geraubt hat uns der Feinde Neid,
Was Gott uns einst gegeben.
Mein Heimatland ist nun so weit
Und schwer und hart das Leben.

Wir stehen, Gott, in deiner Hand,
Du führst uns auf und nieder.
Wolhynien, mein Heimatland,
Wann sehe ich dich wieder! (Rink)

Mit leeren Händen und wundem Herzen

Und wie glücklich waren nun diejenigen, die ihr Heimatland nach vielen Jahren Umherirrens endlich erblicken konnten. Der erste Anblick war ja nun gerade nicht erfreulich. Ganz Wolhynien glich einem Land, über das ein gewaltiger Wirbelsturm einhergezogen war. Wo einst blühende Dörfer sich befanden – war nun mehr kein Baum mehr anzutreffen. Das Land war von Schützengräben und Granattrichtern durchwühlt und durch Stacheldrahtverhaue unbrauchbar gemacht.

So stand nun der Rückwanderer auf seinem Landstück, wie einst sein Groß- und Urgroßvater vor 60 oder 80 Jahren – mit leeren Händen und einem wunden Herzen. Er stand allein da. Niemand in der ganzen Welt dachte auch nur daran, ihm zu helfen. Für die letzten Rubel wurden ein paar Bretter und Bohlen gekauft, dazu ein Spaten, und die erste Erdhütte wurde gemacht, in der man sich zunächst aufhielt. Ein Stückchen Land wurde mit dem Spaten umgegraben, die ersten Samenkörner in die Erde geschüttet, und nun wurde nach Landmannsart auf die Ernte gewartet. Nur äußerst selten gaben die Bauern einen Morgen Land für ihr Wohnhaus hin; die es taten, schämten sich später und konnten es sich nie verzeihen, daß sie das „teure Land“ aus den Händen ließen.

Die meisten Deutschen gingen auf Arbeit zu den umliegenden Ukrainern, Polen und Tschechen u. verdienten sich Kartoffeln zum Essen und Korn zur Saat. Aber man half sich auch gegenseitig aus. Mancher brachte etwas Geld aus der Verbannung mit und half andern.

Langsam, sehr langsam vorwärts ging es zunächst. Es kamen gute Ernten, das Wirtschaftsleben erwachte. Von Jahr zu Jahr ging es besser, Großes Leid kam noch durch das 1924 herausgegebene Uebereignungsgesetz über die Deutschen, namentlich über die Pächter. Dies Gesetz gestattete den Pächtern den Ankauf des von ihnen pachtmäßig übernommenen Landes nach besonders günstigen Bedingungen. Doch dieses Gesetz hatte einen Haken. Die Vergünstigungen galten denjenigen nicht, die im Besitz eine Unterbrechung von wenigstens einem Jahre aufwiesen.

Da die Deutschen infolge der Vertreibung drei Jahre abwesend waren, diene ihnen das Gesetz nicht. Es wurden unzählige Prozesse angestrengt, viele Tausende von Wolhyniern mußten nach verlorenem Prozeß, der oft jahrelang dauerte, ihre Scholle räumen und wieder den Wanderstab ergreifen.

Ein Bauer in der Nähe von Luck, der den Prozeß verloren hatte und das Land verlassen mußte, machte sich bald, nachdem sein Haus ihm über dem Kopf zusammengerissen war, eine Erdhütte und wohnte in dieser. Aber auch die Erdhütte wurde ihm zerstört. Da bohrte er sich in den Strohschober ein Loch, stützte es von allen Seiten mit Brettern und wohnte hier noch ein paar Monate auf dem Lande, das nach seinen Rechtsbegriffen ihm gehörte und das ihm niemand nehmen sollte. Als der Strohschober mitten im Winter zerrissen wurde – verfiel der Bauer in Tiefsinn und mußte in eine Heilanstalt gebracht werden.

1928 kam eine Novelle zu diesem Gesetz heraus, aber zu spät, die meisten Pächter waren schon weg.

Langsam vorwärts

Vor zehn Jahren, nachdem die Pachtkolonien zum Teil ausgelöst, zum Teil für schweres Geld erstanden waren, begann der eigentliche **Wiederbau** Wolhyniens.

Auf allen Gebieten konnte man eine Belebung beobachten.

Wirtschaftlich haben sich die Wolhynier – und das ganz mit eigenen Kräften – wieder emporgearbeitet: Wohnhäuser, Scheunen und Ställe wurden aufgebaut, Brunnen gegraben, Gärten angelegt. Der **Genossenschaftsgedanke** brach sich Bahn. Es wurden Kredit-, Ein- und Verkaufs- und Molkereigenossenschaften gegründet.

Das Deutschtum erhalten

Auf dem Gebet des **Schulwesens** hatte Wolhynien in dem letzten Jahrzehnt Staunenswertes geleistet. Es wurden zunächst in fast allen Kolonien **ganz mit eigenen Mitteln** Schul- und Bethäuser, wenn auch bei weitem nicht in der Ausstattung wie sie vor dem Kriege waren, gebaut. Es wurden bis zum Jahre 1932, also bis zur Herausgabe des neuen Privatschulgesetzes in Polen, etwa 60 neue Schul- und Bethäuser gebaut. Gemäß der Tradition wurden in allen Dörfern Kantoren angestellt, die die Kinder unterrichteten und Lesegottesdienste hielten. Bald wurde es jedoch den Geistlichen, denen diese Kantoratsschulen unterstellt waren, klar, daß dieser Zustand auf die Dauer weder erwünscht noch tragbar sein würde. Es wurden Kurse zur Fortbildung der Kantoren in jedem Kirchspiel gehalten. Aber diese halben Maßnahmen reichten nicht aus. Die Kantoratsschule, so bedeutsam sie auch in der Vergangenheit gewesen war, entsprach den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr. Es mußte ein Wandel eintreten. Den äußeren Anlaß hierzu gab das **Gesetz über das Privatschulwesen vom Jahre 1932**.

Neue Schwierigkeiten

In zwei Richtungen mußte nun ein Wandel geschafft werden, sollten die Kantoratsschulen als deutsche Privatschulen überhaupt bestehen. Einmal mußten nun die **Schulgebäude** den Vorschriften des Gesetzes entsprechen, andererseits mußten auch die **Lehrkräfte** entsprechende Ausbildung haben. Die Schwierigkeiten, die sich hier in den Weg stellten, schienen schier **unüberwindbar** zu sein. Viele Gemeinden hatten eben ihr Schul- und Bethaus mit viel Mühe hergestellt, nun galt es ein **völlig neues Schulhaus** zu errichten. Und woher die vielen seminaristisch ausgebildeten Lehrer nehmen? Zur Zeit der Inkrafttretung des neuen Schulgesetzes gab es überhaupt nur zwei seminaristisch ausgebildete Lehrer in Wolhynien, mindestens 80 waren aber nötig, sollten alle Kantoratsschulen zu neuen Privatschulen umgestaltet werden. Und was sollte mit den 80 Kantoren geschehen, die plötzlich alle **brotlos** wurden?

Die Not war groß. Außer auch an diese Aufgabe schritten die Wolhynier. 30 von 80 Schulen konnten sofort mit seminaristisch ausgebildeten Lehrern besetzt werden.

Für all diese Schulen wurden neue Baupläne zur Bestätigung eingereicht. Doch es erwies sich bald, daß auch hier der gute Wille nicht ausreichte. Bald entstanden bei der Bestätigung der Pläne große Schwierigkeiten. Ja, während die Pläne nicht bestätigt wurden, schloß man die Schulen wegen Nichtvorhandenseins eines entsprechenden Schullokals.

So gingen in den letzten Jahren wieder 7 der 30 Schulen verloren, darunter die größte, die in L u c k, die von rund 250 Kindern besucht wurde. Gegen diese Schließungen wurden Berufungen eingelegt, doch vergeblich; entweder wurden die Berufungen nicht berücksichtigt oder monatelang nicht bearbeitet. In L u c k warten 250 Kinder schon seit Schulbeginn im September, aber eine Antwort aus dem Ministerium ist noch immer nicht gekommen.

Die Eltern halten fest an ihrer Schule und zahlen lieber Strafen, als ihre Kinder in die zumeist zweisprachigen (polnisch-ukrainischen) Schulen einzugliedern. Zur Erhaltung der deutschen Privatschule, an der die Leute festhalten, bringen sie große Opfer auf.

Der Wiederaufbau nach dem Kriege erstreckte sich aber auch auf die K i r c h e, der in Wolhynien überhaupt eine besondere Rolle zugewiesen wurde. Alle Deutschen in Wolhynien sind evangelisch-lutheranischen Bekenntnisses. Sie gehörten vor dem Kriege dem Petersburger Konsistoriumsbezirk an, nach dem Kriege wurden die Gemeinden Wolhyniens dem Warschauer Konsistorium unterstellt. Die Gemeinden sind verhältnismäßig groß und umfassen 20 – 40 Predigtorte. Die Pastoren sind b e w u ß t e D e u t s c h e, die für die Belange der Deutschen immer wieder mit Wort und Tag eingetreten sind. Die Gemeinden sind durchweg kirchlich und bringen für die Herstellung gottesdienstlicher Räume, Bethäuser und Kirchen großer Opfer. Nach dem Kriege haben die Gemeinden fast ausschließlich mit eigenen Mitteln nicht nur die großen Pfarrkirchen renoviert und erweitert, sondern noch 15 neue Kirchen errichtet. Auch 4 P f a r r h ä u s e r wurden erbaut. Hervorzuheben ist noch die Pflege der K i r c h e n m u s i k in Wolhynien. Es bestehen rund 50 Posaunenchöre, die von einem Posaunenwart geschult werden. Große Kirchen- und Posaunenfeste, an denen sich hunderte von Bläsern beteiligen, werden abwechselnd in den verschiedenen Kirchengemeinden veranstaltet.

Trotz mannigfaltiger Schwierigkeiten, die die gedeihliche Entwicklung immer wieder hemmten, hat die deutsche Gruppe in Wolhynien in der Nachkriegszeit ein A u f b a u w e r k vollbracht, d a s s e i n e s g l e i c h e n s u c h t!

IV. Volkstum im ewigen Schicksalskampf

Das Wolhyniendeutschtum – Ausblick in eine ungewisse Zukunft

Die Geschichte der Deutschen in Wolhynien in der Nachkriegszeit zeigt deutlich eine aufsteigende Linie. Sie zeigt aber auch, mit welchen Schwierigkeiten unsere Volksgenossen in Wolhynien zu kämpfen hatten.

Auf wirtschaftlichem Gebiete waren es die Folgen des Krieges, die sie, ohne es verschuldet zu

haben, selber wieder gutzumachen hatten. In diesem Kampf um das tägliche Brot, um das nackte Dasein stand ihnen niemand zur Seite, aber vieles im Wege. *[Anm.: es folgt ein Abschnitt mit Kritik über angeblich jüdische Ausbeutung - hier nicht übernommen]*

Diese erste Not zu überwinden machten sich die Genossenschaften zur Aufgabe. Doch aus unverständlichen Gründen entstanden diesen Neugründungen große Schwierigkeiten. Die erste Kreditgenossenschaft in Luck, die 1926 entstand, wurde nach zweijähriger Tätigkeit versiegelt. Es wurde ein Untersuchungsverfahren eingeleitet, das nach einem Jahr niedergeschlagen wurde. In der Folgezeit ist zwar eine Reihe von Ein- und Verkaufsgenossenschaften und Molkereien entstanden, doch ist ihre Entwicklung erheblich gehemmt.

Die Führer sollen die Heimat verlassen!

Auf kulturellem Gebiete ist besonders das Schulwesen hervorzuheben. Hierin haben die Deutschen eine Sisyphusarbeit geleistet. Kleine Gemeinden haben vorschriftsmäßige Schulhäuser errichtet, für die sie 90 – 95 Prozent der Baukosten selber aufgebracht haben. Aber auch auf diesem Gebiete galt es, Schwierigkeiten zu überwinden, die oft unüberwindlich schienen. Mit welcher Ausdauer, mit welchem Eifer und mit welcher Treue verfolgten die wolhynischen Bauern das sich einmal gesetzte Ziel! Es war geradezu ein Wetteifer im Aufbau von Schulen und Bethäusern. Bewunderungswert war auch der persönliche Einsatz.

Jeder Bauer hat es nicht nur für seine Pflicht gehalten, das Geld zum Bau sich vom Munde abzusparen, sondern er leistete auch noch Zufuhrdienste und Arbeit beim Bau eines Schul- und Bethauses. Die Bauten osteten daher gewöhnlich nur 50 Prozent der im Kostenanschlag angegebenen Summe.

Und diese Freudigkeit und dieser Einsatz für den allgemeinen Nutzen wurde oft gehemmt. Was kostete es, eine Baugenehmigung zu erlangen! Unzählige Male mußten die Sprecher des Deutschtums ins Bauamt gehen und ins Schulkuratorium nach Rowno reisen, bevor ein Bau genehmigt wurde.

In letzter Zeit wurde die Genehmigung nur noch in den allerseltensten Fällen erteilt. Sieben Schulen wurden geschlossen und man hört immer wieder, es sollen alle Schulen aufgelöst werden, es soll keine deutsche Privatschule in Wolhynien mehr geben!

Wolhyniens deutsche Kirche

Und auf dem Gebiete der Kirche? Nach dem Kriege wurden die wolhynischen evangelischen Gemeinden vom Warschauer Konsistorium mit D. B u r s c h e an der Spitze unterstellt. Das Schicksal war den Wolhyniern zunächst hold. Sie erhielten eine Anzahl treudeutscher Pastoren, denen es gelungen ist, anderthalb Jahrzehnte hindurch eine gewisse Selbständigkeit im inneren Leben der Gemeinden zu gewährleisten. Ganz Wolhynien hatte 6, später 9 Kirchspiele, die in keiner Verbindung mit einander standen. Trotzdem war der Zusammenhang der Gemeinden so stark, daß, als beispielsweise ein deutscher Theologe eine Forschungsreise nach Wolhynien machte und dann ein buch über die kirchlichen Verhältnisse in Wolhynien verfaßte, er es betitelte: „Die Evangelische Kirche in Wolhynien“, als ob es sich um eine selbständige Kirche handelte. Nach dem Inkrafttreten des neuen Kirchengesetzes vom 25. November 1936 begann das Warschauer Konsistorium mit der Gleichschaltung der wolhynischen Gemeinden den kongreßpolnischen. Es kamen die ersten polnischen Pastoren nach Wolhynien. Zwei Vikare, die

Gebrüder Frank, wurden von D. Bursche nach Wolhynien geschickt. Der ältere übernahm die schleunigst gegründete polnische Gemeinde Jozefin. Von der dem jüngeren zugeordneten Aufgabe wird noch die Rede sein.

Beispiellose Gemeinschaftsarbeit am Schulaufbau

Im letzten Aufsatz sprachen wir davon, daß die wolhynischen Deutschen eine Volksgemeinschaft im wahren Sinne des Wortes bilden. Sie wurden nicht von irgend einem Herrscher oder Politiker nach Wolhynien gebracht, sie wurden auch nicht zu irgend welchen abwegigen Zwecken mißbraucht, sie bildeten eine Schicksalsgemeinschaft, die im Laufe weniger Jahrzehnte so organisch zusammengewachsen war, daß sie wirklich ein „einig Volk von Brüdern“ darstellte. Wenn im Laufe der Zeit ein Wille alle beherrschte und leitete, nämlich der Wille, deutsch zu bleiben und für sein Volkstum einzutreten, zu kämpfen und zu leiden, so erwuchs dieser Wille aus der Volksseele, aus dem großen Erwachen unseres Volkes.

So erwachsen den wolhynischen Bauern auch ihre Führer. Die beiden führenden Männer in Wolhynien, Pastor D. Kleindienst und Pastor R. Henke, sind gebürtige Wolhynier. Hier in Wolhynien haben sie das Licht der Welt erblickt, hier stand ihre Wiege, hier haben sie bei deutschen Pastoren ihre ersten Schulaufgaben gemacht, hier ihre Jugend verbracht. Als sie in der einzigen Landeshochschule in Dorpat studierten, brach der Krieg aus. Als Theologen waren sie vom Kriegsdienst befreit. Sobald es ging, kehrten sie beide in ihre Heimat zurück, obgleich sie anderswo infolge des Pfarrermangels Pfarrstellen hätten übernehmen können. Doch sie sind echte Wolhynier: „Erst meine Heimat – dann die Welt!“

Schon 1921 kam D. Kleindienst aus der russischen Verbannung zurück. Der Weg, den er zurücklegte, um in seine Heimat zu gelangen, war äußerst schwierig. Ueber 2000 Kilometer fuhr er mit Pferden 10 Wochen lang, bis er an die Grenze Polens kam. Hier meldete er sich bei dem polnischen Emigrationskomitee und erhielt aufgrund seiner Urkunden, die aus Luck stammten, die Einreisegenehmigung. Mit inniger Heimatliebe und großem Gottvertrauen machte er sich an die Arbeit, zu der er sich berufen fühlte. In 17 Jahren unermüdlicher Arbeit, in denen ihm eine Reihe treuer und hingebender Mitarbeiter zur Seite stand, gelang es ihm zusammen mit P. Henke, der sich besonders dem Aufbau des deutschen Schulwesens widmete, das gesamte wirtschaftliche, kulturelle und kirchliche Leben zu heben und der weiteren Entwicklung den Weg zu ebnen.

Und gerade diese beiden Männer sollen jetzt, wie bereits Zeitungen meldeten, Wolhynien verlassen!

Pastor Kleindienst wurde von den Ortsbehörden die Staatsangehörigkeit aberkannt; obgleich er sofort eine Klage beim Obersten Verwaltungsgericht einreichte, hat das Warschauer Konsistorium ihn sofort seines Amtes enthoben und befohlen, binnen vier Tagen das Amt seinem Vikar P. Frank zu übergeben, der sich sofort bereit erklärte, dies Amt zu übernehmen. Ehe noch die Angelegenheit der Staatsangehörigkeit und der Amtsentlassung vom Obersten Verwaltungsgericht rechtskräftig entschieden worden ist, wurde Pastor Kleindienst aus Wolhynien ausgewiesen! Seine Bitte, die er aus einem Posener Hospital – wo er krank darnieder lag – an die Starostei Luck richtete, wurde insofern berücksichtigt, als er Weihnachten und Neujahr noch in Luck sein darf.

Die Angelegenheit der Entfernung P. Henkes aus Rozyszcze, der ältesten Gemeinde Wolhyniens, in der er seit 14 Jahren arbeitet, ist noch immer nicht entschieden. Noch immer hängt über ihm das Damoklesschwert.

Und die Zukunft?

Angesichts dieses schweren Schicksals das die deutsche Volksgruppe in Wolhynien im Laufe der letzten Zeit, besonders aber in den letzten Monaten, zu tragen hat, fragt man sich, welche Ausseichten denn das wolhynische Deutschtum für die Zukunft noch hat?

In Wolhynien bilden die Deutschen nur zwei Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Deutschen haben stets eine loyale Haltung dem Staate gegenüber eingenommen, was besonders bei den letzten Wahlgängen zu Tage trat. Das ist keine leere Behauptung, sondern das bezeugen auch Polen, die die Verhältnisse in Wolhynien nicht von gestern her kennen.

Polnisches Zeugnis für die Wolhyniendeutschen

So schreibt Frau Prof. Zofja Cichocka-Petrycka in Warschau, die selbst aus Wolhynien stammt, in ihrem auf gründlichem Studium aufgebauten Buch „Das deutsche Element in Wolhynien“:

„In wirtschaftlicher Hinsicht sind die deutschen Kolonien, dank dem großen Fleiß und der Genauigkeit der Kolonisten, n ü t z l i c h e Stätten. – In politischer Hinsicht ist das deutsche Element in Wolhynien völlig unschädlich. Das deutsche Element ist nicht nur kein schädlicher Faktor, sondern vielmehr ein nützlicher. Das konservative, ruhige und anständige Wesen der deutschen Kolonisten ist den kommunistischen Losungen nicht zugänglich, vielmehr widersetzt es sich aus gemeinnützigen Gründen den kommunistisch angehauchten ukrainischen Parteien, die bemüht sind, Wolhynien zugunsten Rußlands von Polen wegzureißen.“

Dies objektive Feststellung einer polnischen Wissenschaftlerin und von vielmehr der in Wolhynien selbst zu jeder Zeit feststellbare Tatbestand sollte maßgebend sein für die Haltung gegenüber dem Wolhyniendeutschtum!

Die Geschichte der wolhynischen Deutschen hat deutlich gezeigt: Alles können sie verlieren, doch von ihrem Volkstum und ihrem Glauben lassen sie nicht.

G. H.

.....

Irrtum der Abschrift vorbehalten

Der Name des Autors ist nicht zu identifizieren,
daher wird hier Bezug genommen auf die Urheberrechtsfreiheit gem. § 66 Abs. 1 UrhG